Illustrierte Weltschau

Beilage zur Deutschen Rundschau in Polen

Herausgeber: A. Dittmann T. z o. p., Bromberg. — Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse, Bromberg



Fröhlicher Abtrieb von der Alm im bayerischen Hochgebirge

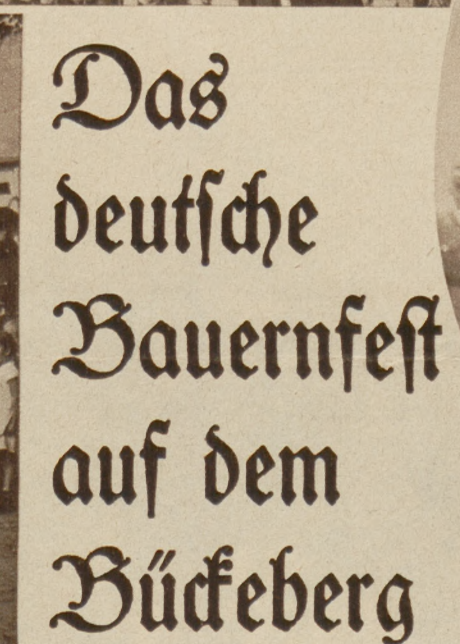
AN



Links: Übersicht über das Aufmarschgelände am Bückeberg bei Hameln, wo die große Staatsfeier begangen wurde. Im Vordergrund Fahnenmasten, im Hintergrund Tribünen und Türme, die für die Kundgebung errichtet wurden

Das deutsche Bauernfest auf dem Bückeberg

Ganz Deutschland feierte am 1. Oktober sein Volks-Erntedankfest. Von jeher hatte dieser Tag seine besondere Bedeutung, an dem der Dank für den Segen des Herbstes ausgesprochen wird und der in diesem Jahre die Bevölkerung in Stadt und Land zu gemeinsamer Feier einte





Der Führer auf dem Gipfel des Bückeberges



Eine Bückeburger Trachtenabordnung mit Hahn und Erntekranz begibt sich auf den Festplatz

In der alten Weserstadt Hameln wurde im Rahmen des Festes eine öffentliche Aufführung des alten Rattenfängerspiels veranstaltet.

Links und darüber: Die Rattenfängerspiele auf dem Marktplatz



Wie Berlin den Erntedanktag feierte. — Bei der festlichen Veranstaltung im Deutschen Stadion im Grunewald wurden zunächst die bäuerlichen Ehrengäste bei einer Rundfahrt jubelnd begrüßt. Später folgte die Aufführung des Festspiels „Brot und Eisen"



Stadtrat Horn überreicht den Bauernabordnungen, Vertretern der Familien, die mehr als 200 Jahre auf ihrer Scholle sitzen, die Ehrenurkunde der Stadt Berlin vor dem alten Schloß



Links: Die Führer der neuen evangelischen Reichskirche in Deutschland. Nachdem die Nationalsynode auf ihrer Tagung in Wittenberg einstimmig den preußischen Landesbischof Ludwig Müller zum ersten Reichsbischof der deutschen evangelischen Kirche gewählt hatte, berief der neue Bischof das erste geistliche Ministerium der neuen Kirche und vereidigte die Mitglieder auf die Kirchenverfassung. Von links: Landesbischof Hossenfelder, Landesbischof Dr. Schöffel, Reichsbischof Müller, Seminar-Direktor Weber, Münster, und Rechtsanwalt Dr. Werner, Berlin



Die Reichstagung der Juristen in Leipzig. Justizminister Dr. Frank hält die Begrüßungsansprache vor dem Reichsgericht

Unten: Der Bahnhofsvorsteher i. R. August Fleischer in Herischdorf im Riesengebirge feiert am 8. Oktober d. J. mit seiner Gattin das seltene Fest der diamantenen Hochzeit. — Herr Fleischer ist Mitkämpfer von 1870/71



Im Kampf für das Winterhilfswerk. Eine eifrige Sammeltätigkeit hat eingesetzt. Lebensmittel aller Art und Kleidung werden gespendet, ebenso Kohlen, um für die Bedürftigen im Winter zur Verfügung zu stehen. Rechts: Helferinnen der N.S.-Frauenschaft beim Sortieren von Obst und Gemüse. Im Kreis: Zu den Vorbereitungen für das große Winterhilfswerk gehört auch das Konservieren des frischen Obstes

Gibt es auf dem Lande auch Modesorgen?

Sonderbildbericht für unsere Illustrierte mit Aufnahmen von Hans Retzlaff und Erläuterungen von Wilhelm Fladt



Evangelisches Wendenmädchen aus der Gegend von Hoyerswerda. Diese entzückenden Hauben fertigen die Wendenfrauen selbst als Handarbeit an



Rechts: Schwarzwälderin aus dem Gutachtal mit dem riesigen Bollenhut. Der Strohhut ist mit Gips verstärkt, und im Verein mit den schwarzen Wollrosen wiegt er nur etwa sechs Pfund

Links: Westfälische Bäuerin aus Rhaden mit einer ganz eigenartigen Kappe, zu der auch eine besondere Frisur gehört

Mitte: Schwälmer Bäuerin aus Hessen mit dem Abendmahlsschleier. Erweckt diese Bauersfrau nicht den Eindruck einer vornehmen altdeutschen Patrizierfrau?

Bäuerliche Hutformen aus allen deutschen Gauen



Eine Spreewälderin mit der großen Flügelhaube. Die Spreewälderhaube ist wohl die bekannteste Kopfbedeckung aller deutschen Volkstrachten



Tirolerin aus dem unteren Inntal. Solche Seidenplüschhüte waren vor ungefähr 15 Jahren in der Stadt letzte Modeneuheit. Hier trug man sie schon lange vorher und jetzt immer noch

Rechts: Lindhorster Bäuerin aus Schaumburg-Lippe. Die stolz zur Schau getragenen Ohrringe verleihen dieser eigenartigen Hutform besondere Würde



Im Oval: Oberbayerin in der Miesbacher Tracht. Der neckische bayerische Trachtenhut ist ja weltbekannt geworden. Zum Festtag wird eine lange Goldschnur um den Hut gewickelt



Rechts: Hessenmädchen aus der Marburger Gegend. In Hessen tragen die Frauen das Haar mitten auf dem Kopf geknotet und bedecken diesen Knoten nur mit einer kleinen bunten Kappe

Unten: Montafoner Bauersfrau mit dem „Messle", einer phantastischen Kopfbedeckung aus schwarzer Schafwolle, die man zur Prozession trägt

Unten: Bückeburger Bäuerin aus Schaumburg-Lippe. Die riesige Flügelhaube soll dem Vernehmen nach früher einmal von dem Landesfürsten nach einem Besuch ausländischer Gäste eingeführt worden sein





Links: Breisgauer Winzermaidle mit der typischen alemannischen Flügelhaube, die auch im Elsaß getragen wird

Rechts: Schwarzwälderin aus dem Harmersbacher Tal. Der phantastische Schleifenputz auf der entzückenden Schleierhaube zeigt die Konturen der alemannischen Flügelhaube





Tierfreundschaften

Begegnung zwischen Iltis und Bessys Sprößling

Auf zweierlei Weise kommen sie zustande. Einmal können sie von der Redaktion bestellt sein. Dann setzt man schnell eine Katze auf eine große Schildkröte und schreibt darunter „die unzertrennliche Freundschaft". Diese geht so weit, daß der Kater die jungen Schildkröten mit derselben Liebe bewacht wie seine eigenen Kinder. Was gar kein Schwindel ist, denn um seine eigenen kümmert er sich auch nicht. Und für die andere, viel seltenere Sorte von Tierfreundschaften trifft es auch zu, daß immer der Mensch seine Hand dabei im Spiele hat. Denn unter freilebenden Tieren gibt es wohl sehr gute, lebenslängliche Ehen, aber Freundschaften unter verschiedenen Tieren gibt es in der Natur nie. Nur wenn ein Mensch die Verantwortung auf sich nahm und Tiere aus ihrer natürlichen Umgebung herausholte, dann können zwischen Tier und Mensch und auch zwischen verschiedenen Tieren Beziehungen entstehen, für die unser schönes Wort Freundschaft kein zu hoher Begriff ist. Dabei gilt dann dieselbe Vorbedingung wie unter Menschen auch: nur junge sind fähig, Freundschaften zu schließen. Ein altgefangenes Tier kann wohl zum Menschen so etwas wie Vertrauen bekommen, wenn er mit Verständnis und großer Liebe und Geduld auf das Tier eingeht, aber zur wirklichen Freundschaft ist der Schwung nicht mehr da, für den das junge Tier zwei Quellen hat. Das sind das Geführtseinwollen durch die Eltern und das Spielenwollen mit den Geschwistern. Wenn ein junges Tier beides, Eltern und Geschwister verloren hat, so kann es auch zu ganz einseitiger Freundschaft kommen, wenn kein Partner da ist mit demselben Anlehnungsbedürfnis. Als ich mein junges Hermelinmädchen bekam, nahm es mich sehr schnell als Vater an. Aber das war ihm nicht genug, zum Spielen wollte es Bessy dazu haben, meine Terrierhündin. Die war nun gar nicht dafür. Immer hatte sie mit mir allein gelebt, und dieser wie Jagdbeute riechende Hermelinzuwachs war ihr besonders zuwider. Schon die erste Begegnung verlief dramatisch. Bessy mit zitterndem Unterkiefer, nur durch meine beschwörenden Reden am Zuschnappen verhindert: das Hermelin begeistert über Bessys Drahthaar, in dem es zupfte und scharrte. Und das blieb eine einseitige Freundschaft. Von Bessy, mir zuliebe, wurde das unangenehme lebendige Tier geduldet, vom Hermelin jedesmal großes Entzücken, wenn Bessy erschien, weil man auf ihr so schön reiten konnte, weil sie so interessant knurrte, wenn man sie am Barte zupfte oder durch sachtes Zwicken im Schlaf störte. Als Bessy gerade Kinder hatte, bekam ich junge Iltisse. Noch blinde dumme Babys, die aber schon mehr Lebenswillen in sich hatten, als man ihnen ansah. Ich versuchte es bei ihnen zuerst mit einem Puppenfläschchen voll Milch, an dem sie nuckeln sollten. Aber sie verschluckten sich nur dabei und gingen zu meinem Erstaunen lieber an ein kräftigeres Frühstück von rohem Taubenfleisch. Das Bild zeigt die erste Begegnung zwischen so einem Iltis- und einem Hundekind von Bessy. Eine Freundschaft war es noch nicht, nur ein erstauntes Beschnuppern. Aber später wurde es eine. Als von den sechs Bessy-Kindern fünf hinausgezogen waren, um ihrer neuen Herrschaft die guten Perserteppiche zu verderben, wurde es für das letzte langweilig, und es kroch zu den Iltissen in die Kiste. Die waren zu zweit und sich selbst genug, der junge Hund wurde angefaucht und man brauchte ihn nicht zur Gesellschaft. Aber der Kleine war, weil er so einsam war, hartnäckig in seinen Zärtlichkeiten und so wurde nach und nach eine recht gute Freundschaft zwischen den Dreien. Es war lieb zu sehen, wie Hund und Iltisse beim spielerischen Beißen und Sichschütteln bedacht waren, sich nicht wirklich wehe zu tun.



Wüstenfuchs spielt mit Bessys Enkeltochter Katja

Die alte Bessy mußte später noch einmal Kummer über sich ergehen lassen. Das war, als der junge Wüstenfuchs zu mir kam. Als er Bessy das erstemal sah, war er genau so wie damals das Hermelin von ihr begeistert und wollte mit ihr spielen und sich dicht an sie ankuscheln. Aber Bessy war nun älter geworden und nicht einmal mehr zu passiver Duldung bereit, wie damals dem Hermelin gegenüber. Seit der Wüstenfuchs drin ist, betritt sie mein Wohnzimmer nicht mehr. Um so größer wurde dafür die Freundschaft zwischen dem jungen Fennek und Bessys Enkeltochter Katja. Katja war kein Baby mehr, als der kleine Fuchs zum ersten Male seine Begeisterung an ihr ausließ, aber doch noch jung genug, um Freude an seinem algerischen Temperament zu haben. Auf dem einen Bild spielen sie beide sehr vergnügt mit einem Tennisball und das andere zeigt sie beide beim Mittagsschläfchen auf dem Balkon in der Sonne. Mit mir und anderen bekannten Menschen spielt der Fennek auch gern, aber doch am liebsten mit der Katja. Vielleicht sind wir ihm zu groß oder zu laut, oder aber es stört ihn bei uns auch, daß ihm ziemlich oft verboten wird, Zuckerdosen auf dem Frühstückstisch umzukippen oder Taschentücher aus den Hosentaschen zu holen und aufzufressen; letzteres macht er mit besonderer Freude. Jedenfalls entlockt ihm Katjas Anwesenheit das höchste Freudengeschrei und die höchsten Luftsprünge. Dabei verkennt er Katjas wirkliche Fähigkeiten und Absichten ihm gegenüber so sehr, daß man fast geneigt sein könnte, nicht mehr von Freundschaft, sondern von Liebe zu sprechen. Immer hat er noch nicht begriffen, daß Katja ihn nicht unter der Kehle kraulen kann, was ihm so lieb ist und was er von mir gewohnt ist. Aber die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe zu ziehen, das ist nicht nur für Beziehungen unter Tieren sehr schwer.





Katja und Wüstenfuchs beim Mittagsschläfchen in der Sonne

Sonderbildbericht für unsere Beilage von Dr. Zimmermann, Hirnforschungsinstitut Buch bei Berlin

„Kommen erwünscht!“ Von Johanna Scherbening

Name: Marianne Hildebrand. Geboren: 21. März 1910. Beruf: Schauspielerin. Tag der Ankunft: 12. Juli 1933. Tag der Abreise: ? — Marianne saß vor dem Anmeldungsformular, das den ankommenden Gästen im Kurhaus Weststrand ins Zimmer gelegt wurde. Um sie herum halb ausgepackte Koffer, auf dem Bett noch die Kostümjacke und das Filzhütchen von der Reise. Da war sie nun geflohen aus der Stadt — geflohen vor Lärm und Betrieb, vor Theaterbüros, Agenturen und Kollegen — geflohen vor dem aufreibenden Dasein dieses Sommers, der so ganz anders geworden war, als er sich zuerst anließ. Eine mittelmäßige Schauspielerin, nicht besonders hübsch, ohne erleichternde Beziehungen — mußte sie über das Engagement an das süddeutsche Kurtheater nicht sehr glücklich sein, wenn sie auch noch keinen Posten für den Winter hatte? Aber acht Tage vor der Eröffnung des kleinen Theaters krachte das ganze Unternehmen zusammen; der Direktor verschwunden, von Geld keine Spur. Aufgescheucht flatterte das Ensemble auseinander. Nach Wochen vergeblicher Bemühungen um etwas Neues war Marianne am Ende ihrer Kraft. Sie fühlte nur eins: heraus aus dem Getriebe, erst einmal ausruhen, zu sich selbst kommen! Das einsame Hotel hier an der Küste war ihr gerade recht. Hier wollte sie sich vergraben, kein Mensch sollte sie erreichen, — mit Meer, Himmel und Dünen wollte sie allein sein.

Nun mußte sie schon in der ersten halben Stunde Auskunft geben, sogar den Tag der Abreise sollte sie schon wissen! Und nun hier die fatale Frage, vor der sie kopfschüttelnd stockte: Für alleinreisende Gäste: Name eines nahen Anverwandten. — Wie vorsorglich! Aber Marianne hatte keine nahen Anverwandten aufzuweisen; die Eltern waren tot, Geschwister hatte sie nicht, und Tante Pauline in Osnabrück war die einzige lebende Vertreterin der Familie. Marianne mußte lachen, wenn sie sich vorstellte, daß ihr etwas zustoßen und die gute Tante dann mit ihren siebzehn Körben, Schächtelchen und Taschen, die sie auf Reisen mitnahm, hier ankäme. Nein — Tante Pauline kam nicht in Frage. Lieber irgendein gleichgültiger Fremder, nur damit ein Name dastünde! Den ersten Namen, der mir einfällt, nehme ich! dachte sie und wartete auf eine Eingebung. Da war schon einer: Peter Larsen. Wer war das noch? Ach ja, der junge Architekt, dessen Vortrag in der Kunstschule sie im vorigen Winter so interessiert hatte. Seine Gedanken über Haus und Möbel hatten sie damals wochenlang beschäftigt. Jetzt fiel ihr auch seine Stimme ein — auch diese hatte sie wochenlang beschäftigt. Und nun sah sie auch die Gartentür seines Hauses in der Lindenstraße vor sich, die Tür mit dem blanken Messingschild und seinem Namen. Und sie schrieb: Peter Larsen, Lindenstraße — 34 war es wohl? und lächelte über sich selbst, weil sie es als eine hauchdünne, zärtliche Verbindung spürte und als spielerische Beschwörungsformel.

Dann zog sie den blauen Strandanzug an und lief zum Meer hinunter. —

Schon nach einer Woche sah Marianne mit andern Augen in die Welt. Meer und Sonnenbad, das abwechslungsreiche Einerlei des Strandlebens, tiefer Schlaf beim sanften Rauschen der See hatten sie entspannt und gekräftigt. Nun suchte sie auch schon wieder menschliche Gesellschaft. Ein paar süße Kinder, mit denen man im Sand spielen konnte, eine braungebrannte Sportlehrerin; der alte Geheimrat, der Marianne „mein Töchterchen“ nannte, und die dicke Mutti von den niedlichen Zwillingen, der man gar nicht ansah, daß sie so gut unter Wasser schwimmen konnte. Ende der Woche kam ein junger österreichischer Arzt an, der die ganze Gesellschaft mit seiner Lustigkeit ansteckte. Er arrangierte Wettspiele am Strand, abendlichen Tanz und Autofahrten in die Umgebung und war zudem glücklicher Besitzer eines Paddelbootes, in dem er die Damen abwechselnd spazierenführte. Es war offensichtlich, daß Marianne für ihn der Mittelpunkt dieses vergnügten Kreises war, und sie ließ es sich gern gefallen, ein bißchen angebetet und umworben zu werden. Sie war auch die einzige, der er erlaubte, sein Boot allein zu benutzen, und sie lag an heißen Vormittagen stundenlang im Boot, nicht weit vom Strand, und ließ sich vom sanften Winde treiben. — An einem gewitterschwülen Tage war sie so hinausgefahren und lag mit geschlossenen Augen halb schlafend im Boot. Wie lange wußte sie nicht — jedenfalls hatte sie das Näherkommen der schwarzen Wolkenwand im Westen nicht bemerkt und fuhr plötzlich erschreckt durch das Sausen des Sturmes in die Höhe. Schon begann das Boot heftig zu schaukeln; Marianne ergriff das Paddel und nahm die Richtung des Landungssteges. Der Wind zerrte an ihrer Mütze — sie griff danach, um sie zurechtzurücken —, da entriß ihr eine große Welle das Paddel. Sie versuchte es zu greifen — unmöglich, die nächste Welle hatte es fortgeschwemmt. Auf dem Steg rief man schon nach ihr, sie winkte zurück —, da merkte sie mit Entsetzen, daß die heranrollende Brandung das Boot von der Seite her angriff. Herausspringen! dachte sie; aber es war schon zu spät: das Boot schlug um und begrub sie unter sich.

Marianne war eine ausgezeichnete Schwimmerin; aber unter dem umgestürzten Boot hervorzukommen, gelang ihr nicht so rasch. Stöße an den Kopf, eine Hautabschürfung am Arm ließen sich nicht vermeiden. Aber sie schaffte es. Etwas taumelig schwamm sie auf die Landungsbrücke zu. Sie hörte die Rufe vom Ufer, sah flüchtig ein paar Gesichter, die ihr entgegenschwammen und fühlte angstvoll, wie die Kräfte sie verließen. „Rechts halten!“ rief eine Stimme; dann wurden ihr die Glieder schwer, sie sah nichts mehr, fühlte sich nur vorwärtsgeschleudert und spürte ein dröhnendes Krachen und einen betäubenden Schmerz im Kopf. Und dann war tiefe Dunkelheit um sie. —

„Es hat sie gegen den Pfahl geschleudert“, sagten die Gäste, die sie ins Haus getragen hatten. Der Arzt sah besorgt aus. Diese tiefe Ohnmacht deutete auf Gehirnerschütterung. „Unbedingte Ruhe! Ist sie allein hier? Man sollte vielleicht die Verwandten benachrichtigen.“ — Im Hotelbüro gab man ein Telegramm an Herrn Peter Larsen auf: „Marianne verunglückt. Kommen erwünscht.“ —

Als der Telegrammbote an der Villa Lindenstraße 34 klingelte, stand Peter Larsen gerade in Sportanzug und Bergstiefeln vor seinem Rucksack und verstaute das Letzte für die Gebirgswanderung, zu der er abreisen wollte. Ein Telegramm im letzten Moment — wie unangenehm! Als er gelesen hatte, schüttelte er den Kopf. Marianne? Er kannte keine Marianne. Er ging die Mädchennamen durch, die in den letzten Jahren für ihn von Bedeutung gewesen waren — keine Marianne. Das mußte ein Irrtum sein. Eine Anfrage bei der Post? Aber inzwischen verging Zeit —, jene Marianne war verunglückt und brauchte offenbar Hilfe. Würde er sich nicht Vorwürfe machen, wenn er etwas versäumte? — Und die Gebirgsreise? Seufzend betrachtete er den gepackten Rucksack. Ach was — in zwei Tagen bin ich wieder hier, und dann geht's nach Bayern. Und er stellte die Bergstiefel wieder in den Schrank und packte dafür den Badeanzug in das Köfferchen, das er auf diese seltsame Reise ans Meer mitnahm. —

„Augenblicklich schläft sie“, schloß die Sportlehrerin, die für Mariannes Pflege sorgte, ihren Bericht. „Lebensgefahr scheint nicht mehr vorhanden. Wollen Sie sie sehen? Sie sind mit ihr verwandt?“ — „Ja, ein Vetter“, log Peter und stieg klopfenden Herzens die Treppe hinauf zu dem unbekannten Mädchen. Die Geschichte begann ihn zu interessieren. — Als Marianne erwachte, sah sie in ein paar freundliche Augen, die sie aufmerksam beobachteten und hörte eine sehr vertraute Stimme sagen: „Geht es Ihnen besser?“ — Nun träume ich schon von ihm, dachte sie und schloß die Augen wieder zu tiefem Genesungsschlaf.

Warum Peter Larsen nicht nach zwei Tagen ins Gebirge fuhr, sondern geduldig auf Mariannes Genesung wartete —, das wußte er nicht recht zu erklären. Die Sonne schien und das Meer war blau, und es war eine Lust zu leben — und seltsamerweise war das Leben am allerschönsten in der stillen Krankenstube. Als der Arzt endlich ein Gespräch mit dem „Vetter“ gestattete, begriff Marianne plötzlich, was sie mit ihrer Eintragung auf der Anmeldung angerichtet hatte. „Verzeihen Sie mir“, bat sie, „es war ein reiner Zufall, daß mir Ihr Name einfiel. Wenn ich geahnt hätte, was daraus entstehen könnte —, nein, glauben Sie mir, das wollte ich nicht, daß Sie mir dieses Opfer brächten!“ — „Aber es ist kein Opfer“, beruhigte er sie, „ich habe noch nie so schöne Ferien gehabt! Freilich kann ich auch an den Zufall nicht ganz glauben —, aber das ist meine Sache! Da wir aber nun ‚Verwandte‘ sind, müssen Sie schon den Schein wahren und in das verwandtschaftliche Du willigen.“ Immer wieder bemühte er sich, ihre Selbstvorwürfe zu zerstreuen. Er meinte es ehrlich und staunte selbst, wie er sich mit Mariannes Geschick verbunden fühlte, als hätte er sie längst gekannt.

Wochen gingen hin. Marianne war wieder völlig hergestellt. Sie saßen nun im Sande und schauten aufs Meer hinaus. Morgen sollten sie abreisen. Peter Larsen wollte einen neuen Bau in Angriff nehmen, und sie mußte nun endlich ein Engagement für den Winter finden. Die Sorge ums Dasein drohte wieder — und die Trennung von Peter. Sie sah ihn an: „Ich habe dir so sehr zu danken“, sagte sie mit schwankender Stimme, „wie soll ich nur gutmachen, was du für mich getan hast? Eins mußt du mir versprechen: wenn du einmal jemanden brauchst, zur Krankenpflege oder auch sonst, so schreibe mir! Ja, willst du?“ — Peter ergriff ihre Hand: „Da wirst du nicht lange warten müssen, bis ich dich brauche. Morgen, wenn dein Zug nach Süden abgefahren ist und meiner nach Westen, da wird es sehr leer sein neben mir. Und vielleicht gebe ich schon auf der ersten Station ein Telegramm auf: Komm sofort, sonst verunglücke ich!“ — „Glaubst du das wirklich, Peter?“ fragte Marianne ungläubig und setzte spitzbübisch hinzu: „Dann ist es ja eigentlich sehr unpraktisch, daß wir uns trennen!“ — Peter zog sie an sich: „Du kluges Mädel! Das Praktischste ist, wir bleiben zusammen!“ — Und so geschah es.

Links: Herbst am Rhein

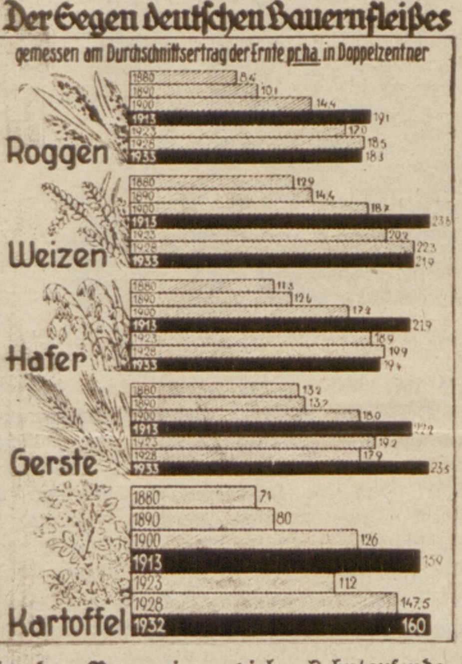
Segen deutschen Bauernfleißes

Nur ein Land wie Deutschland, welches Jahrzehnte hindurch einen großen Teil seines Brot- und Futtergetreides aus dem Auslande beziehen mußte, kann ermessen, was es heißt, den gesamten Getreidebedarf auf heimischem Boden zu decken und von der Einfuhr unabhängig zu sein. Nach den Meldungen der 7000 amtlichen Ernteschätzer findet man in diesem Jahr einen stärkeren Ernteertrag als je bisher, ganz gleich, ob Weizen oder Gerste, Hafer, Spelz oder Roggen gesät wurden. Wir haben 1,4 Millionen Tonnen Getreide mehr geerntet als 1932, und auch das war schon kein schlechtes Erntejahr. — Obwohl also jetzt zum ersten Male der Bedarf des ganzen Volkes an Brot- und Futtergetreide nahezu in vollem Umfange gedeckt werden kann, besteht für die Landwirtschaft kein Grund zur Beunruhigung über die weitere Entwicklung der Getreidepreise, denn die Regierung hat einen umfassenden Preisschutz durchgeführt. Der Ertrag der Ernte wird Menschen und Vieh ernähren. Außerdem muß ein kleiner Teil zur Saat zurückbleiben und eine Reserve angelegt werden, damit in den Jahren einer Mißernte das Volk keine Not leidet. — Im vergangenen Jahre ernteten wir 23,3 Millionen Tonnen Getreide. Das reichte aber nicht, also mußten wir 1,2 Millionen Tonnen Getreide und 800000 Tonnen Getreideersatz importieren und 200000 Tonnen Reserve aus dem Jahr 1931 hinzunehmen. So standen 25,5 Millionen Tonnen zur Verfügung, von denen aber 450000 Tonnen als Reserve für 1933 zurückgelegt wurden. Wir verbrauchten demnach im Jahre 1932 nur 25,05 Millionen Tonnen. In diesem Jahre ernteten wir 24,7 Millionen Tonnen, so daß mit der Reserve von 450000 Tonnen aus dem letzten Jahr insgesamt 25,15 Millionen Tonnen zur Verfügung stehen. Das sind 100000 Tonnen mehr als 1932. Aber diese ganze Menge wird verbraucht werden, da infolge der Eingliederung von rund 2 Millionen Arbeitslosen in den Arbeitsprozeß erheblich mehr gegessen werden wird. Bedeutsam ist, daß wir voraussichtlich keinen Zentner Getreide aus dem Auslande einzuführen brauchen!



Zwei Generationen bei der Arbeit

Das verbrauchte Getreide wird natürlich nicht restlos zu Brot und Kuchen verbacken oder als Futter und Saat verwendet. Rund 800000 Tonnen Braugerste nehmen den Weg zur Mälzerei, wo die vieltausendjährige Kunst der Brauer aus edler Braugerste und Hopfen das uns allen bekannte Bier bereitet. Dieses Getränk steht in doppelter Beziehung zu jedem Erntefest, wird es doch nicht nur aus dem Ernteertrag hergestellt, sondern auch gerade bei diesen Festen gern und reichlich genossen! Nebenbei bemerkt sind die Beziehungen zwischen Brauer und Bauer seit jeher sehr enge. Der Brauer kauft nicht nur vom Bauer die Braugerste und den Hopfen, sondern er gibt auch (im Deutschen Reiche) jährlich eine riesige Menge an Biertrebern, Malzkeimen und Futterhefe an den Bauer zurück, lauter Dinge, die wegen ihres hohen Eiweißgehaltes als ausgezeichnete Futtermittel bekannt sind. Außerdem darf man nicht vergessen, daß Hunderttausende von Landwirten und landwirtschaftlichen Arbeitern beim Anbau von Gerste und Hopfen, daß 75000 Arbeiter und Angestellte in den Brauereien, viele Zehntausende in den angeschlossenen Industriezweigen und Gewerben, und Hunderttausende von Gastwirten und deren Angestellten, also ein ganzer Volksteil Lohn und Brot in diesen großen Wirtschaftsgetrieben finden!



Die Erntehelfer stärken sich

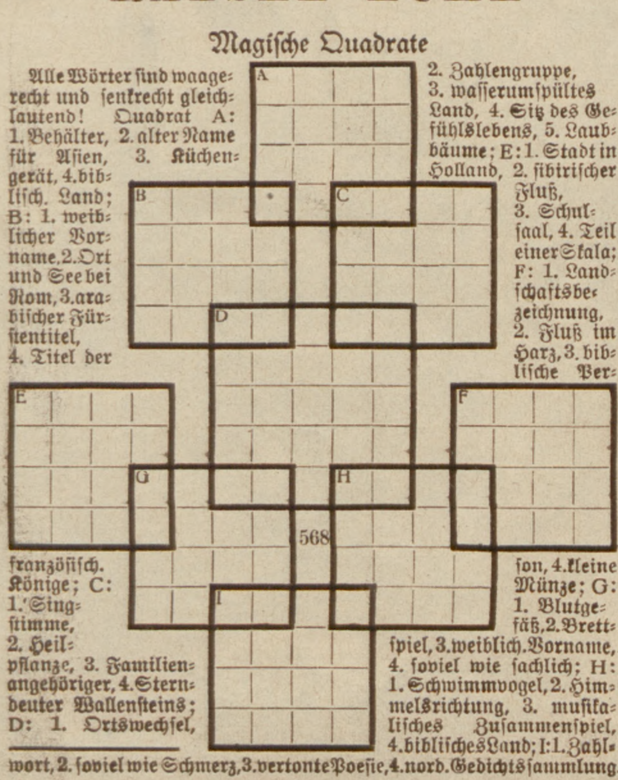


Links: Vom Hopfenanbau lebt in Süddeutschland ein großer Teil der Bevölkerung

Wenn das wogende Meer der Ähren eingebracht, wenn das Getreide gedroschen ist und auf hochbeladenem Wagen die Körner in Richtung Bahnhof aus der Scheuer fahren, dann ist für den Landwirt das Schicksal des Produktes seiner Arbeit beendet. Und doch wäre es interessant, einmal zu sehen, welche Wege diese Körner nehmen bis zur letzten Umwandlung in die Formen, in denen sie den Menschen als Nahrung oder Trank dienen.

RÄTSEL-ECKE

Magische Quadrate



568

Alle Wörter sind waagerecht und senkrecht gleichlautend! Quadrat A: 1. Behälter, 2. alter Name für Asien, 3. Küchengerät, 4. biblisch. Land; B: 1. weiblicher Vorname, 2. Ort und See bei Rom, 3. arabischer Fürstentitel, 4. Titel der französisch. Könige; C: 1. Singstimme, 2. Heilpflanze, 3. Familienangehöriger, 4. Sterndeuter Wallensteins; D: 1. Ortswechsel, 2. Zahlengruppe, 3. wasserumspültes Land, 4. Sitz des Gefühlslebens, 5. Laubbäume; E: 1. Stadt in Holland, 2. sibirischer Fluß, 3. Schulsaal, 4. Teil einer Skala; F: 1. Landschaftsbezeichnung, 2. Fluß im Harz, 3. biblische Person, 4. kleine Münze; G: 1. Blutgefäß, 2. Brettspiel, 3. weiblich. Vorname, 4. soviel wie sachlich; H: 1. Schwimmvogel, 2. Himmelsrichtung, 3. musikalisches Zusammenspiel, 4. biblisches Land; I: 1. Zahlwort, 2. soviel wie Schmerz, 3. vertonte Poesie, 4. nord. Gedichtssammlung.

Diagonalrätsel 619





Man setze die Buchstaben a—a—a—a—a—b—b—b—b—c—d—d—e—e—e—e—e—e—e—g—h—h—i—i—i—i—i—k—l—l—l—l—m—m—m—n—n—n—n—n—o—o—o—o—o—p—s—s—s—s—t—t—t—t—u—so in die obigen freien Felder ein, daß die waagerechten Reihen ergeben: 1. Göttin der Jagd, 2. männl. Singstimme, 3. Westgotenkönig, 4. Stadt am Ganges, 5. Raubvogel, 6. König von Böhmen, 7. Raubtier, 8. Tropenkrankheit, 9. Stadt in den Niederlanden, 10. Fluß in Frankreich, 11. südasiatische Halbinsel.

Deutsche Stadt

Erste Silbe, ie hinein:
Sie schmecken mir zum Frühstück fein.
Zweite Silbe, ie hinein:
Sie können nicht vom Fache sein.
Dritte Silbe, ie daran:
Welch ein hochbegabter Mann.
Auf der Reise tranken wir
In Einszweidrei ein gutes Bier. 572

Silbenrätsel 646

Aus den Silben: a—al—ber—bo—bra—che—deh—e—e—ghet—gra—ham—i—il—ker—lach—le—lek—lend—li—mel—nack—ne—nois—ot—pe—phie—pott—ra—ra—re—ri—scha—schar—sche—skep—spa—tät—täts—ta—te—te—ti—ti—tri—tri—trom—vi—werk—zi—sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Schiller ergeben. ch = ein Buchstabe. Bedeutung d. Wörter: 1. Krankheit, 2. Fernübertragung, 3. Kraftwerk, 4. Blasinstrument, 5. lustiger Streich, 6. Mädchenname, 7. Zweifler, 8. Stadt in Ostafrika, 9. deutscher Dichter, 10. Nebenfluß des Mississippi, 11. Not, 12. italienische Speise, 13. Kaliumkarbonat, 14. Seltenheit, 15. Schloß bei Granada, 16. Wollstoff.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Magische Silbenquadrate: I. 1. Afrika, 2. Friseuse, 3. Kasein. — II. 1. Medina, 2. Dilemma, 3. Namaland. — III. 1. Ritual, 2. Tunika, 3. Alkali. — IV. 1. Kakadu, 2. Kathinka, 3. Dukaten. I bis IV: Amerika.

Die abgestrichenen Silben: 1. Division—Vision, 2. Arkansas—Kansas, 3. Salpeter—Peter, 4. Gamasche—Masche, 5. Roulette—Lette, 6. Oleander—Leander, 7. Sevilla—Villa, 8. Slevogt—Vogt, 9. Emmaus—Maus, 10. London—Don, 11. Ostern—Stern, 12. Salbei—Bei: „Das große Los.“

Kreuzwortsilbenrätsel: 3. Modena, 4. Napoli, 6. Cosima, 8. Arkade, 10. Manege, 11. Tektur, 12. Uri, 13. Genitiv, 16. Adele, 18. Arkona, 20. Bekasse, 21. Zanella. — Senkrecht: 1. Monaco, 2. Panama, 3. Monika, 5. Liane, 7. Silo, 9. Detektiv, 10. Maria, 14. Niobe, 15. Mako, 17. Delila, 18. Arsenik, 19. Nazareth.

Gitterrätsel: Waagerecht: 1. Florett, 2. Magdalene, 3. Malerei. Senkrecht: 1. Plagiat, 2. Parlament, 3. Stiefel.

In Dunkel gehüllt: Geister—Steiger.

Silbenrätsel: 1. Altertum, 2. Rialto, 3. Mieder, 4. Jury, 5. Samum, 6. Tresor, 7. Wurzel, 8. Erwiderung, 9. Riesengebirge, 10. Darbietung, 11. Elite, 12. Nahe, 13. Tintenfisch, 14. Offenbach, 15. Däumling, 16. Wieland, 17. Ulrike, 18. Eichendorff, 19. Natter, 20. Slevogt, 21. Chatten: „Arm ist, wer den Tod wünscht, ärmer, wer ihn fürchtet.“ Sprichwort.

Für Feinschmecker: Torgau — Ragout.

Dem hölzernen Freiheitshelden: Schach—Tel(l), Schachtel.

Kupfertiefdruck u. Verlag der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. E. Leibl, Berlin NW 52

Aus der Chronik des Frankenweins

Der Ruf des Frankenweins als eines Erzeugnisses edelster Rebenkultur reicht weit ins Mittelalter zurück —, ist doch der fränkische Weinbau, der auf die Karolinger zurückgeht, die in den Benediktinern des 9. und 10. Jahrhunderts verständnisvolle Förderer der Traubenzucht am Main fanden, nur wenige Jahrhunderte jünger als der des Rheinlandes. Die älteste Urkunde, die auf den Weinbau in Franken Bezug nimmt und die aus dem Jahr 777 stammt, stellt einen Schenkungsbrief Karls des Großen dar, durch den der Kaiser der Abtei Fulda acht Weinberge als Eigentum verschreibt. Mit Recht steht also das Steinbild des großen Herrschers als Haupt und Vertreter seines weinfrohen Geschlechts auf der alten Würzburger Mainbrücke, unmittelbar unter den gesegneten Halden der Würzburger Rebhügel. — Schon ein Jahrhundert später war ganz Franken ein einziger Weingarten, und wenn die Rebe, wie am Rhein und Mosel, infolge der veränderten Zeitumstände sich heute auf das Hügelland des Maingebiets zurückgezogen hat, während sie früher auch die Ebene beherrschte, so bildet doch der Weinbau auch jetzt noch die wichtigste Bodenkultur des Frankenlandes und den Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens. Es ist daher verständlich, wenn die fränkischen Chronisten seit alters besonderes Gewicht auf die gewissenhafte Beurkundung guter Weinjahre legten; eine solche Übersicht, die hier allerdings nur sehr lückenhaft wiedergegeben werden kann, findet sich in einer fränkischen Chronik:

> Anno 1186 war der Winter äußerst gelind. Im Januar blühten die Bäume, die Vögel brüteten im Februar, im Mai begann die Ernte, im August reiften die Trauben. Wein wuchs in diesem Jahr in ausgezeichneter Güte. — Anno 1448: Der Sommer war so heiß, daß die Quellen, Brunnen und Bäche versiegten und sogar das Mainbett stellenweise trocken lag. Der Wein gedieh von solcher Güte und Stärke, wie man viele Jahre vorher und nachher keinen trinken mochte. — Anno 1540: Der Wein dieses Jahres hieß „der truckene Sommerwein“ und gilt als der beste des Jahrtausends. Da die Fässer mangelten, um den Überfluß zu bergen, ließ man den älteren Wein geringerer Jahre einfach auslaufen oder verwendete ihn beim Mauern zur Mörtelbereitung. In diesem Jahr regnete es von März bis November nicht, alle Flüsse vertrockneten schier. – Anno 1631, als der Schwed unter Gustav Adolf in Franken lag, wuchs ausgezeichneter Wein. Der kriegerischen Lage wegen verzögerte sich die Lese bis Sebastiani (20. Jan.) 1632. Der Most war „einem dicken Öl und Alentzwein gleich süß“ gewesen. Als Gustav Adolf „vermerkte, daß sich das Kriegsvolk mit vielem Weintrinken sehr delektierte“, wollte er wissen, wieviel Wein in Würzburgs Kellern lagern; es fanden sich 35000 Fuder (etwa 26880000 Liter!) Das Fuder galt 50 bis 60 Rthlr.



Würzburg mit dem Marienberg, an dessen Fuß und Lehne sich die „Harfen“ und „Leisten“ der Weinberge hinziehen

St. Kilian, der Schutzpatron der fränkischen Winzer

Im 19. Jahrhundert brachten vornehmlich die beiden Kometenjahre 1811 und 1822 reiche und hervorragende Jahrgänge; berühmt ist auch der 1834er, 1859er, 1868er und 1895er. Das sind die guten Weinjahre, dazwischen liegen die weniger guten und die schlechten. Erwähnt sei das Jahr 1392, von dem der Chronist schaudernd berichtet, daß im September alle Trauben erfroren und so hart gewesen seien, daß man sie „mit Stößeln im Mörser zerquetschen mußte. Der Volkswitz gab dieser Brühe, die sauer war wie Holzäpfelsaft, den Namen „Ratsherr“; denn den Hochwohlweisen des gestrengen Stadtregiments war man nicht eben hold —, sie säßen mehr im „Keller“ als im „Saal“, ließ sich das Volk vernehmen, und ihre Nasen leuchteten stärker als ihre Köpfe. Die unerfreuliche Folge der schlechten Jahre aber war, daß die „Pantscher und Schmierer, so ärger seien als das weinstockfressende Gethier“, die Beschaffenheit des Weins mit allen Mitteln künstlich zu verbessern suchten, so daß die Obrigkeit einschreiten mußte. Der Nürnberger Reichstagsabschied vom 7. Oktober 1487 brachte ein strenges Verbot des „Wein-Gemechts“, das die Schmierer mit Pranger und Landesverweisung bedrohte. In Nürnberg wurde der Wein, der nicht „gerecht“ war, auf den Saumarkt gefahren und dort der Faßboden ausgeschlagen, und während der Henker durch Paukenschlagen das Volk herbeilockte, ließ man die „schändlich Materi“ in die Pegnitz laufen.

Auch die Kenntnis von der besonderen Wirksamkeit des „Bocksbeutels“ — der kennzeichnenden Flaschenform der fränkischen Weine — als Genesungs- und Gesundungstrank ist sehr alt. Schon die hl. Hildegard, Äbtissin von Bingen, preist in ihrer 1179 verfaßten „Naturlehre“ die heilenden Kräfte des Frankenweins vor anderen Weinen, und die Jahrhunderte hindurch haben Ärzte und Naturforscher seine Bedeutung als Heil- und Stärkungsmittel anerkannt. Im 17. Jahrhundert suchte ein furchtbarer Gast, die Beulenpest, „Schwarzer Tod“ genannt, Deutschland von neuem heim, nachdem er fast das ganze Mittelalter hindurch, regelmäßig wiederkehrend, Mitteleuropa verwüstet hatte, und fand seinen Weg auch nach Franken. Zehntausende starben. Auch ein würdiger Würzburger Prälat vom Stift Haug wurde von der Seuche ergriffen und fühlte sein Ende nahe. Doch vorher wollte er seinen Lieblingstrank, alten Steinwein, noch einmal ausgiebig kosten. Er tats und versank in tiefen Schlaf:

„— — zwei Nächte schlief er und zwei Tage,
dann sprang er aus dem Bett genesen,
Als wär er niemals krank gewesen;
Er sprang vom Siechbett auf und pries
den Wein, der solche Kraft bewies!“

Herbipolensis



Links: Das fränkische Winzerstädtchen Iphofen



Rechts: Nun geht es zur Weinlese hinauf auf den Schwanenberg

Aufn. Hans Retzlaff